

Berliner Morgenpost vom 27. Februar 2000

Der Doppelgänger

Klaus Schlesingers Balanceakt zwischen Phantastik und Realität

Von Hans-Georg Soldat

In dem Poem »Der Doppelgänger« schildert Dostojewskij, wie der schüchterne Kanzleibeamte Jakov Goljadkin binnen vier Tagen von einem plötzlich auftauchenden Doppelgänger derart zugrunde gerichtet wird, dass er im Irrenhaus landet. 1845 schrieb der 24-jährige Dichter diese erste Studie über abnorme Seelenzustände, verwob darin Motive von E.T.A. Hoffmann und Gogol und schuf ein weiteres Beispiel des Topos »Doppelgänger«, das die gesamte Literaturgeschichte durchzieht und interessanterweise besonders in geistigen Umbruchzeiten gehäuft auftritt.

Klaus Schlesinger braucht für ein ähnliches Ergebnis nur drei Tage, Mittwoch bis Freitag; sein Held Strehlow landet dafür nicht im Irrenhaus, sondern in Ost-Berlin. Die Zeit: Mitte der Achtzigerjahre. Nichts dagegen, denn es war eine Zeit, in der die Weichen gestellt wurden für die dramatischen Entwicklungen der Gegenwart.

Die kleine Erzählung, deren Wurzeln bis in die Siebzigerjahre zurückreichen, gehorcht den surrealen Gesetzen der Phantastik – sie ist nur von innen heraus logisch und zwingend. Legt man äußere, realistische Maßstäbe an, wird sie unwahrscheinlich und lächerlich. Strehlow, von dem man allmählich erfährt, dass er 1962 aus Ost-Berlin geflüchtet war, reist bei einer Betriebsstörung der U-Bahn über Friedrichstraße in die DDR ein. In einem Café unter den Linden trifft er zufällig einen gewissen Skolud, der ihm so ähnlich ist, wie das ein Doppelgänger nur sein kann. Im Gespräch stellen sie innere Verwandtschaften fest, doch der eigentliche Schock folgt, als Strehlow bemerkt, dass die Adresse Skoluds identisch ist mit seiner eigenen vor der Flucht, irgendwo in der

Rykestraße. Dort wohnt auch noch seine alte Liebe, von der sich Skolud gerade trennt, kurz: Die Grenzen der Identitäten beginnen sich zu verwischen. Allmählich erliegt man der Suggestion, hier würden alternative Lebensentwürfe vorgestellt: »Er fragte sich, welchen Weg sein Leben genommen hätte, wäre er Ostern zweiundsechzig nicht in den Hohlraum eines umgebauten Diplomatenwagens gestiegen.« Sieht so die Antwort aus?

Doch jäh kippt die Geschichte. Zunächst einmal ist Strehlow halb gerührt, halb entsetzt, das Ilka – so heißt die gemeinsame Liebe der beiden – einen schon fast erwachsenen Sohn von ihm hat, den sie ihm all die langen Jahre konsequent verschwieg. Aber wie vom Blitz getroffen ist der Held erst, als er mitbekommt, dass Skolud seinen (West-)Pass geklaut hat, um damit Ost-Berlin zu verlassen. War alles nur ein abgefeimtes, abgekartetes Spiel?

Ein schnöder Schluss, enttäuschend in seinem reinen Naturalismus, eine kalte Dusche für die erhitzte Einbildungskraft. Im Gegensatz etwa zu seiner frühen Erzählung »Die Spaltung des Erwin Racholl« (aus dem Band »Berliner Traum« von 1977), die sonderbarerweise ebenfalls mit einer U-Bahnfahrt beginnt und mit dem Doppelgängermotiv endet, vertraut Schlesinger hier nicht seiner dichterischen Imagination, der Kraft bizarrer Bilder, sondern glaubt, eine »logische« Auflösung geben zu müssen. Das Ergebnis ist ein ungewisser Zwitter: für ein Gleichnis zu realistisch, für eine realistische Geschichte zu romantisch-geheimnisvoll.

»Das Phantastische ist das mit fremdem Blick gesehene Reale«, schrieb einmal Jean-Paul Sartre. Klaus Schlesinger hat keinen fremden Blick auf das Reale, sondern einen viel zu vertrauten.

Klaus Schlesinger: »trug«, Roman. Aufbau Verlag, Berlin 2000. 190 Seiten; 32 DM.